

Des Schutzengels Warnung.

Wöche wurde meine Bitte erhört. Bitte, es im Ver-
gizmeinnicht zu veröffentlichen, weil ich es versprochen
hatte.“ (10 Mf. Almosen.) — „In schwerer Krankheit
mußte ich mich einer gefährlichen Operation unterwer-
fen. Ich hatte mich ans liebe Jesukind gewandt und
den hl. Joseph und hl. Antonius um ihre Fürbitte ange-
rufen, und es ging alles gut vorüber. Als ich mich
aber später einer zweiten Operation unterziehen sollte,
betete ich wieder recht vertrauensvoll zum hl. Antonius
von Padua, und er brachte mir so rasche und auffallende
Hilfe, daß die gefürchtete Operation unterbleiben
konnte. Zum Dank gebe ich 5 Mf. Antoniusbrot und
weitere 5 Mf. zu Ehren des göttlichen Kindes Jesu und
des hl. Joseph für Missionszwecke. Zugleich danke ich
dem hl. Joseph und dem hl. Antonius für den Schutz
meines Bruders, der seit November an der Front steht
und bisher all den vielen Gefahren glücklich entronnen
ist. Mögen ihm diese himmlischen Patronen auch weiter-
hin beistehen!“ (3 Mf. Missionsalmosen.)

St. Durch die Fürbitte des hl. Antonius bin ich in
einem großen Anliegen erhört worden. (20 Mf. für 1
Heidenkind „Antonius“.)

Des Schutzengels Warnung.

Der verstorbene Jesuitenpater Joseph Kolberg er-
zählt in seinem schönen Buche: „Nach Ecuador“ fol-
gendes:

Man schrieb August 1868. In Chile und Peru
hatten wieder einmal Erdbeben gewütet, diese furchtbare
Geißel jener Länder. Zahlreiche Städte, Flecken und
Dörfer waren fast vollständig verschüttet. Allein, das
war ja noch weit von Ibarra (in Ecuador), dessen Be-
wohner mit echt südlicher Leichtlebigkeit an keine Ge-
fahren dachten. — Auch als ein neuer Erdstoß in einer
Entfernung von kaum sechs bis acht Stunden bedeutende
Verheerungen anrichtete und in Ibarra selbst sich
ein Bodenrutschwerk fühlbar machte, achtete niemand be-
sonders darauf. So kam das Fest Maria Himmelfahrt.
Alles überließ sich den rauschenden Vergnügungen, wo-
mit in diesen Landstrichen die kirchlichen Feiertage sehr
unheilig und unschön gefeiert werden. Unter dem
Klang von Trommeln und Pfeifen, unter Harfenspiel
und lautem Gesang, bewegten sich lärmende Umzüge
durch die Straßen, um sich später in langdauernde
Trinkgelage aufzulösen. Prachtvoll war der Abend,
prachtvoll die Nacht des hohen Feiertages. Nach der
drückenden Hitze der Mittagssonne breitete sich rein und
frisch eine leuchtende Atmosphäre aus über die grünen
Gefilde und schönen Berge; der Himmel, vollkommen wolkenlos, zeigte mit ein-
brechender Dunkelheit Myriaden blinkender Sterne,
deren reines, glitzerndes Licht, die Pracht des azurnen
Gewölbes mit jeder Stunde vermehrte. Alles verkün-
dete, wie es schien, eine jener schimmernden Nächte,
welche dem tropischen Andengebirge in den Monaten
Juli und August so eigentümlich sind.

Aber während die übrigen Bewohner Ibarras sich
dem sanften Schlummer überließen, und einige nimmer-
satte Nachzügler sich halbberauscht noch weiter an Trink-
gelag und Tanz, an Spiel und Gesang belustigten, gab
es in der Stadt einen Mann, der diese Ruhe nicht teilte;
unstät trieb es ihn umher, durch die Zimmer, den Haus-
flur, den Garten. Eine peinliche Ahnung preßte ihm
die Brust; es war ihm, als müßte die Wohnung über
seinem Haupte zusammenstürzen. Dieser Mann war
der Domherr Pigatti. Schon ist es 11 Uhr.

„Soll auf das erste Erdbeben nicht ein zweites folgen?“
— Unruhig geht er hinaus; aber die Sterne flimmern
so mild und die Berge ruhen so fest wie auf ewig dauern-
den Fundamenten! Er kehrt zurück in das Haus.
Schon naht die zwölften Stunde. Er versucht zu lesen,
aber die Buchstaben scheinen auf dem Papier sich wie
Ameisen herumzubewegen, es deucht ihm, der Stuhl zit-
tere unter ihm und es frache das Gebälk über seinem
Kopf. Die Unruhe treibt ihn zum zweitemale hinaus.
Der Himmel ist noch immer so still und klar, die weite
Natur so friedlich, so feierlich wie zuvor. Er geht zurück
in die verlassene Wohnung, betend, der allerseligsten
Jungfrau sich und die Stadt empfehlend. — Alles
schläft.

„Wie sonderbar,“ sagte er, „ist diese unerklärliche
Angst! Muß denn mich ganz allein eine so törichte
Furcht ergreifen und quälen?“

Der Hund, aus dem Schlafe gescheucht, schaut ihm so
treu und ruhig in die Augen.

Kein Weinen, kein Heulen, keine Unruhe in diesem
Tiere, bei welchem man, wie man wenigstens sagt, es
doch erwarten müßte, wenn ein Erdbeben im Anzuge
wäre!

Der Domher schaut auf die Uhr; sie zeigt 1 Uhr.
Die Geisterstunde ist vorüber. Aber an dieje bindet der
heilige Schutzengel sich nicht. „Hinaus, hinaus!“ ruft
er. Und die unerklärliche Unruhe treibt den Domherrn
zum drittenmal zur Wohnung hinaus. Noch klingen die
Saiten der Gitarre, noch hört man das wüste Värmen
der Trinker, während andere in schwerem Rausche lie-
gen; alles übrige schläft. Aber der Domherr findet nicht
mehr Zeit, hieran zu denken. Kaum hat er 1 Uhr 30
Minuten die Schwelle des Hauses wieder verlassen, als
ein dumpfes, fernes Geräusch, vom Cotacachi her, einem
längst erloschenen, in der Nähe der Stadt gelegenen
Vulkan, an sein horchendes Ohr schlägt und mit rasen-
der Schnelligkeit sich brüllend heranwälzt, gleichsam hin-
durchrollend durch ein zweites, unbeschreiblich wirres
Getöse stürzender Mauern, einsinkender Dächer, her-
umgeschleuderter Steine, zersplitterter Balken, sich öff-
nender Bodenpalpen, und hinauf zum Himmel erhebt
sich eine finstere Wolke erstickenden Staubes. Ein
Augenblick war es und Ibarra ist nicht mehr; zwei wü-
tende Erdstöße, von unten nach oben gerichtet, folgen
nacheinander in wenigen Sekunden. Alle Zeugen fühl-
ten sich fast emporgeschleudert und es deuchte, als tue
die Erde in krampfhaft wogenden Zuckungen ihren wei-
ten Schoß auf, um sie mitsamt der Stadt lebendig zu
begraben. Ein herzerreißender Schrei drang durch das
wüste Getöse und drang verzweifelt hinauf durch die
wirbelnde Staubwolke.

„Varmherzigkeit! Varmherzigkeit!“

Der Schrei galt nicht mehr dieser Welt; in einem
Moment ziehen Tausende hin vor das Tribunal des
Richters, der über sie, unvorbereitet wie sie sind, für die
Ewigkeit entscheidet.

Welche schreckliche Stunden waren die wenigen, die
es noch bis zur Morgendämmerung brauchte! Das
Wehgeschrei der Verwundeten, der entsetzliche Hilferuf
der teilweise Verschütteten, das Röcheln der Sterbenden,
das jammervolle Wimmern und Winseln der zerquetsch-
ten kleinen Kinder, erhöhte die Schauer dieser grauen-
vollen Nacht. Von wiederholten Erdbeben geschüttelt,
suchten die wüsten Trümmer durch neue Einstürze ihre
Opfer stets fester zu umflammen.

Kein Ausweg, auch keine Rettung für die Verwun-
deten aus diesem Durcheinander wilder Verwüstung;

selbst die Straßen fanden sich durch hohen Schutt ver- sperrt und ein Durchkommen war unmöglich. Und als beim Anbruch des Morgens die ersten Strahlen der Sonne sich der Gefangenen erbarnten, da beleuchteten sie zugleich eines der erschütterndsten Bilder, welche die Weltgeschichte aufzuweisen hat. Hilflos, leichenbläß, ohne auch nur das Geringste zu besitzen, irrte ein Teil der Überlebenden umher; die besten Freunde kannten sich nicht wieder wegen der entstellenden Wunden oder wegen Geisteszerrüttung. Und dazwischen erkönte noch immer der jämmerliche Hilferuf so vieler Verküppelter, die sich selber nicht helfen konnten, das Röcheln so vieler mit dem Tode Ringenden, der laute Klageton so vieler Mütter, die ihre Kinder suchten, und der armen Kleinen, die

angejehnten Käffern, wies sie jede Zumutung zur Taufe mit Entrüstung zurück; heidnisch hatte sie gelebt, als Heidin wollte sie sterben, um nach dem Tode zu den Geistern ihrer Vorfahren zu kommen. So geschah es auch; sie starb alt und hochbetagt ohne die hl. Taufe.

Ihre heidnischen Angehörigen beeilten sich, sie auf würdige Weise zu begraben. Vor allem gab man ihr in die eine Hand einen Maiskolben und in die andere einen Büschel Amabale, einer südafrikanischen Hirsenfrucht. Wozu? Damit jetzt, nachdem die alte Ndali Mapanga fortgegangen, nicht etwa Hungersnot eintrete, sondern vielmehr im ganzen Kraal stets Segen und Überfluss an allem sei. Leiblich war sie jetzt zwar tot, doch ihr Geist war mächtiger denn je; er schwebte immer



Internierungslager der Deutschen in Sebdon (Algier).

Haage, Leipzig-Reudnitz, Rosengartenstraße 14.

nach Vater und Mutter schrieen. Und noch immer trachten die nachstürzenden Gebäude und vermehrten den Schrecken der zerstörten Stadt.

Jetzt, nachdem das Entsetzliche geschehen war, war es dem P. Pigatti klar geworden, wer ihn nicht hatte zur Ruhe kommen lassen. „Ohne die Warnung meines Schutzenengels“, sagte er sich, „läge ich nun auch tot, verwundet oder lebendig begraben unter den Trümmern meines Hauses.“ Dank der immer quälenden Unruhe hatte er die Gefahr herantosken und sich mitten in seinem Garten in geschützter Entfernung von Gebäuden in Sicherheit bringen können. In innigem Gebete dankte er seinem Schutzenengel für seine Rettung. —

Eine heidnische Totenfeier.

Von Schw. Amata, C. P. S.

Citeaux. — Ndali Mapanga hatte ihr ganzes langes Leben im Heidentum zugebracht. Vom Christentum hörte sie wohl, allein als inkosikazi, Großweib eines

in der Nähe ihres Kraales und wußte alles, was da vorging.

Hierauf machte man in der isibaya, im Ochsenstall, eine Grube mit einer kleinen anstoßenden Nische. In diese wurde die Leiche in sitzender Stellung — die Kniee hatte man bis zum Kinn herausgezogen und gefesselt — sein Sacke hineingeschoben und dann die Grube wieder zugefüllt. Zuvor aber hatte man nicht verfäumt, die Leiche mit geheimnisvollem Wasser zu besprengen, damit sie helle, klare Augen habe und alles wohl beobachten könne, was in der Nähe des Kraales vorging. Auf das geschlossene Grab, direkt überm Kopf der Leiche, wurde ein großer, schwerer Stein gelegt. Hauptzweck desselben war, zu verhindern, daß der Geist entweiche; er soll vielmehr für immer als treuer Schutzpatron Wache halten über dem Kraal und seiner ganzen Umgebung.

Nach der Beerdigung wuschen alle Anwesenden über dem Grabe ihre Hände; eine zweite, größere Waschung erfolgte drunter am nahen Fluß. Ferner wurde eine